

Der Schmied von Kochl. : Erzählung aus der Zeit des Bauernaufstandes in Baiern

Autor(en): **Kessler, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **182 (1903)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Schmied von Kochl.

Erzählung aus der Zeit des Bauernaufstandes in Baiern von Adolf Reßler.

1. Kapitel.

Der Habermeister.

Es war im Spätherbst und der letzte Hafer von den Feldern überall eingeheimst. Ein kalter Wind strich über das weite Nid zwischen den Dörfern Benediktbeuern und Kochl am Rohr- und Kochlsee im Oberbairischen. Die Nacht senkte sich rasch hernieder. Der einsame Wanderer, der auf dem schmalen und nur Wenigen bekannten, gefährlichen Fußpfade über das Moor dahinschritt, beeilte seinen Gang, um Kochl, das in düstern Umrissen vor ihm lag, noch vor Anbruch völliger Dunkelheit zu erreichen. Er war ein kräftiger Mann und in die Tracht der dortigen Gebirgsbewohner gekleidet. Während er von Zeit zu Zeit mit dem Stocke rechts und links tastete, um nicht vom Pfade abzukommen und im Moor rettungslos zu versinken, brumnte er vor sich hin: „Auf dem Wege, den ich jetzt gehe, bin ich sicher, keinem Unberufenen zu begegnen. Hier heraus wagen sich um diese Zeit die Herren vom Gericht und ihre Bitteln, die uns Bauern sonst überall auf Schritt und Tritt aufauern und uns verbieten wollen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben und über Betrüger, Buchrer und Meineidige nach unsern alten Bräuchen Gericht zu halten, wie wir solche von den Vätern ererbten. Eine Sünde und eine Schande ist's, wie sich das Vaster überall im Lande breit macht und Wittwen und Waisen ohne Scheu betrogen werden. Das kommt nur daher, weil schon lange kein Haberfeld mehr getrieben worden ist. Aber jetzt hat's mit der Geduld einmal ein End'. Jetzt ist's aus. Hier mitten hinein in's Moor, wo's am tiefsten ist, sollte man den Amtsrichter von Bichel stellen und das Wasser über seinem Kopf zusammengurgeln lassen. Verdient hätte er's, er, der vom Landesherrn aus Ordnung halten soll und doch im Betrügen der Vergeltung ist diesseits und jenseits der Benediktenwand bis weit hinüber nach Miesbach und Bairischzell.“

Während dieses Gespräches hatte der Bauer Sixtus Doppelhammer vom Steinbacherhof, im Volksmunde nur der Steinbacher-Sixt genannt, die Stelle erreicht, wo der Pfad aus dem Moor in den Fahrweg einbog. Die ersten Häuser von Kochl lagen vor ihm. Er sah sich vorsichtig um, ob niemand in der Nähe sei und schritt dann hastig, den Hut tief über die Augen ziehend, in's Dorf hinein.

„Wie Diebe und Mörder müssen wir zusammenschleichen, um vor den Spähern des Amtsrichters sicher zu sein, als wenn unsere Sache etwas Schlimmes wäre“, sprach er und lenkte seine Schritte der Schmiede zu, aus deren geöffneten Thüre heller Feuerschein hinaus auf die Gasse fiel.

Balthasar Mayr, der Schmie, im ganzen Oberbairischen bekannt wegen seiner Riesenstärke, aber auch geachtet wegen seiner Geradheit und Arbeitsamkeit, stand an der Esse und zog den Blasebalg. Zwei seiner Knaben im Alter von vier und fünf Jahren schauten dem Vater bei der Arbeit zu. Da trat der Steinbacher Sixt in die Schmie.

Die Knäblein sprangen ihm jubelnd entgegen, mit dem lauten Rufe: „Juhuh, der Better Sixt!“

„Nicht so laut, Buben“, mahnte dieser, „es braucht's nicht gerade das ganze Dorf zu wissen, daß ich hier bin.“ Mit diesen Worten schloß er die Thüre hinter sich zu.

Der Schmied ließ die Hand ruhen, so daß das Feuer augenblicklich sank und es im Raume so dunkel wurde, daß man von außen her durch die rauchgeschwärzten, bleigefassten Scheibchen den Besucher unmöglich erkennen konnte. Er schritt dem Freunde entgegen und drückte ihm zum Willkomm die Hand. Die beiden kraftvollen Gestalten gewährten im röthlichen Lichte der verglimmenden Gluthen einen prächtigen Anblick.

Sie schritten hinauf in die Stube, wo die Schmiedin, die Mutter der Knäblein, ebenfalls herzlichen Willkomm bot und einen dampfenden Brei auftrug, der den Männern eben so trefflich mundete, wie das Geräucherte, von dem der Schmied selber ein ansehnliches Stück aus dem Kamin zu kräftigem Imbiß herunter schnitt.

Nachher, als Mutter und Rinder ihr Lager aufgesucht hatten, redeten die beiden Männer noch lange mit einander, der Habermeister Balthasar Mayr, genannt der Schmied von Kochl, und sein erster Beistand, der Steinbacher-Sixt, Männer, auf welche die ganze Gegend stolz war. Zu ihnen hatte sich als Dritter der lange Matthias aus der Fachenau, weiter oben im Gebirge, gesellt. Auf dem Tisch, neben einem Kreuzifix mit zwei brennenden Kerzen, lag eine vergilbte Pergamentrolle und ein alter, geschnitzter Stab, dessen vorderer Theil eine Hand mit den drei ausgestreckten Schwürfingern darstellte, das Abzeichen der Würde des Habermeisters, der Stab, von dem das Volk behauptete, sein Alter reiche auf Kaiser Karl den Großen zurück. Das Gespräch handelte von dem Amtsrichter in Bichel. „Dem Uli Frehner, einem armen Viehknechtlein von drüben aus dem Appenzellerlande, der bei ihm von Josephentag bis Michaeli in Dienst stand, hat er den Vidlohn bis auf wenige Gulden abgestohlen“, zieht der Steinbacher Sixt. Unwillig bligte es in des Meisters Augen auf und im Tone sichtlich Entrüstung gelobte er: „Das Haberfeldtreiben soll ergehen. Die Schuldbigen sollen ihre Strafe erhalten.“ Die Drei drückten sich die Hand. Der Meister löschte die Kerzen und verschloß Kreuzifix, Pergament und Stab.

Erst nach Mitternacht entfernten sich der Steinbacher-Sixt und der lange Matthias aus der Fachenau so stille und auf so geheimen Wegen, wie sie gekommen waren.

Acht Tage nachher war's, in stürmischer, stockdunkler Nacht, etwas vor Schlag der elften Stunde, als es sich von allen Seiten in dichten Schaaren gegen das Dorf Bichel heranwälzte. Sonderbare, verummte Gestalten, mit Larven, falschen Bärten und geschwärzten Gesichtern rückten wohlbewaffnet zu Hunderten heran. Sie kamen lautlos wie dräuende Gewitterwolken, stiegen herauf von der Ebene, klonnen hernieder von den Bergen, tauchten auf hinter Büschen und Hecken, quollen hervor aus den Wäldern, um in breitem Strome in das Dorf hineinzufluthen und sich auf dem weiten Platze vor dem Hause des Amtsrichters dichtgedrängt, Kopf an Kopf aufzustellen. Es waren die

Haberer. Sie kamen, um dem Amtsrichter sein Sündenregister vorzulesen und ihn zu verurtheilen. Der Wächter, der mit Horn und Speiß oben seine Runde machen wollte, zog sich schon in sein Häuschen zurück. Wehe demjenigen, der es wagte, sich den Haberern entgegenzustellen und sie in Ausübung ihrer alten Bräuche zu hindern! Sie schossen auf jeden Unkrufenen, der sich in die Nähe wagte. Auf einmal flammte heller, blendender Fackelschein auf, als sehe das ganze Dorf in Flammen, und im nämlichen Augenblicke erdröhnte ein solch entsetzlicher Lärm, daß die Bewohner Wichels entsetzt aus dem Schlafe aufwachen. Hörner brüllten, Ruhglocken schallten, vermischt mit einem entsetzlichen Pfeifen und dem Knallen von hundert akgebrannten

bezweifelt und von der es hieß, nur wenige seien unter ihnen, die den Meister kennen, und noch niemals sei es vorgekommen, daß einer den Andern verrathen habe. Das böse Gewissen stand ihm in jedem Zuge seines glatten, schwammigen Gesichtes geschrieben. Krampfhaft hielt er sich am Fenstergesimse. Er zitterte vor der Rache des Volkes. Mochte es heute gehen wie es wollte, das stand jetzt schon fest: seines Bleibens als Amtsrichter in Wichel war nicht mehr, nachdem man bei ihm des Haberfeld getrieben. Er war verrachtet und verschmt.

Plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen trat di unten lautlose Stille ein. Der Habermeister, den Stab Karls des Großen in der Hand, schritt zum Namensaufruf. Er war



Der Habermeister, den Stab Karls des Großen in der Hand, schritt zum Namensaufruf.

Büchsen und Stutzern. Es war, als ob die Hölle los sei und sich mit all ihren Schrecken hier auf dem Dorfplatze von Wichel niedergelassen habe.

Zum Tode erschrocken sprang der Amtsrichter in leichter Nachtkleidung an's Fenster, prallte aber voll Entsetzen zurück, als er die Menge der unheimlichen Gestalten sah, die bei seinem Anblicke die Fäuste ballten, die Gewehre und Prügel schlangen und in ein fürchterliches Geheul ausbrachen. Wie versteinert blieb er stehen; denn er hatte den Ruf wohl verstanden, daß ein Duzend Büchsen auf seine Brust gerichtet sei, deren Kugeln ihn sicher durchbohren, wenn er es wage, auch nur einen Schritt zurückzutreten. Zeichenblaß, schlotternd und mit gesenktem Haupte harrete er seines Urtheilspruches durch die Haberer, jener geheimen Gesellschaft, über die er schon oft abvottet, deren Dasein er

derart verlappt und verkleidet, daß ihn niemand erkannte. Sein erster Beistand hielt ihm ein Pergament vor die Augen, ein anderer Haberer, eine lange, dünne aber sehnige Gestalt, leuchtete mit der Laterne. Dann begann es: „Karls der Große.“ „Hier.“ — „Der Frühmesser von Binkenzell.“ „Hier.“ — „Wallenstein.“ „Hier.“ — „Lilly.“ „Hier.“ — „Der Waldbruder von St. Antonien.“ „Hier.“ — „Doktor Faustus.“ „Hier.“ — in schier nimmer enden wollender Reihe hunderte bekannter und volkstümlich geordneter Namen. Immer folgte ein lautes, bestimmtes „Hier“ als Antwort. Hernach folgte die Aufzählung der verschiedenen Vergehen, welche dem Amtsrichter allgemein beigelegt wurden; als Meineidiger, Bauernschinder, Chebrecher, Wucherer und Betrüger sah er sich hier vor hundert an den Pranger gestellt. Noch einmal folgte ein ohrenbetäubendes Brüllen:

Pfeifen, Schießen, dann wurde es auf einmal stille, die Fackeln verlöschten und lautlos, wie sie gekommen, zerstreute sich die Schaar, diese Verkörperung des beleidigten Rechtsgefühls eines starken, braven aber derben Bergvolkes. Wie Schatten zerstreuten sich die Haberer in die Nacht, huschten thalaufrwärts, verzogen sich in die Ebene und verloren sich wieder in Büschen und Gründen. Fünf Minuten nachher herrschte in Bichel tiefe Stille. Den Bewohnern, die hinter ihren Fenstern dem Schauspieler zugehört, schien alles nur ein Traum gewesen zu sein. Daß die Haberer, von denen man lange Jahre nichts mehr gehört, über den Amtsrichter gekommen waren, das mochten sie diesem von Herzen gönnen. Seine Vergehen waren ein

blaue Kinderaugen, hell wie Stahl. Wenn er den Arm erhob mit einer Geberde der befriedigten Kraft, da fühlte man es, daß ihm das leicht von staten ging, was Andere harte, anstrengende Arbeit nannten. Der Schlag seines Hammers durchdröhnte die dörrliche Stille und den Frieden des Moores eine halbe Stunde weit, ähnlich dem Galopp einer sich allmählig annähernden geharnischten Schaar. Das offene Hemd ließ eine rauhe Brust sehen, deren Seitenrippen bei jedem Zug hervortraten. Er bog sich zurück, nahm einen Schwung und ließ den Hammer niedersausen. Und das ohne Stillstand, mit einem leichten, fortgesetzten Wiegen des Körpers, mit fester Anspannung der Muskeln. Er schmiedete eine Pflugschaar. Tok — tok — tok schallte es



„Tröst' ich Gott unterdessen, spätestens übermorgen bin ich wieder bei Dir und den Buben“, sprach er.

offenes Geheimniß, und als er schon am nächsten Abend Bichel verließ, da weinte ihm niemand eine Thräne nach. Das Haberfeldtreiben war in jenen Zeiten rohester Beamtenwillkür das einzige Mittel, Blutsauger an Land und Volk von ihrem Posten zu entfernen.

2. Kapitel.

Ein Retter.

Es war wenige Tage nach dem Haberfeldtreiben. Balthasar Mahr, der Schmied von Kochl, arbeitete daheim, wie es das Tagwerk mit sich brachte. Groß von Wuchs, der größte Mann in der Gegend, mit mächtigen Schultern, Gesicht und Arme schwarz vom Feuer und vom Kohlenstaube, stand er am Ambos. Er hatte in seinem edigen Schädel, unter dem dichten Geflüpp wirrer Haare große

hinaus, unausgesetzt, unermülich. Eben, als er einen Augenblick innehielt, gestützt auf den Griff des Hammers, mit Schweiß auf der Stirne, den er nicht einmal abtrocknete, da verdunkelte sich der Eingang und herein traten Soldaten, um ihn gefangen nach München zu führen.

Der Führer des Trupps schritt auf ihn zu und mit den Worten: „Balthasar Mahr, im Namen Sr. Hoheit, des Kurfürsten von Baiern, verhafte ich Euch“, befahl er seinen Begleitern, Hand an den Schmied zu legen.

Diesem fuhr es heiß zu Kopf, und als ihn die Soldaten binden wollten, da rechte er seine gewaltigen Arme und schüttelte die Bürschchen von sich, daß sie nach allen Seiten flogen, zur großen Freude des bei beigelaufenen Volkes von Kochl, das sich draußen auf dem Vorplatze emsig sammelte und neugierig gegen die Thüre drängte.

„Wenn ich mit Euch gehen will, so thue ich's freiwillig, merkt Euch das“, rief er und schlug den Hammer hart neben dem Hauptmann auf den Ambos, daß es klirrte. „Dem schuldigen Respekt vor dem Kurfürsten allein habt Ihr's zuzuschreiben, wenn ich glimpflich mit Euch verfare; aber hört es, binden lasse ich mich nicht! Im Uebrigen wird man mich bald genug wieder frei lassen, da ich mich keiner Schuld bewußt bin.“ Diese letzten Worte sagte er mehr zu seiner Frau, die mit den zwei Knaben eben von der Stube herunterkam und sich schluchzend an ihn drängte.

„Tröst' Dich Gott unterdessen, spätestens übermorgen bin ich wieder bei Dir und den Buben“, sprach er, schlüpfte in seinen Kittel, schob den Rodenhut mit der Spielhahnfeder auf die wirren Haare, drückte Frau und Kindern zum Abschiede die Hand, winkte seinen Nachbarn noch einen Gruß zu und schritt mit den Blaurücken von dannen.

„Was mag der Schmied wohl angestellt haben?“ fragte man sich in Kochl und überall in den Ortschaften, wo man ihn durchführte.

Die Männer, die zu den Haberern gehörten, stießen sich leise mit den Ellenbogen an und raunten einander heimlich in die Ohren: „Mit dem letzten Habersfeldtreiben und dem Amtsrichter von Bichel wird die Sache im Zusammenhang stehen. Aber nur getrost, der Schmied von Kochl bleibt fest; aus dem bringen sie nichts heraus. Da müssen's schon früher auf, um den zu einem Geständnisse zu bringen.“

Und so war es auch. Mochten die Freunde des Amtsrichters in den Verhören sich noch so sehr anstrengen, ihn über die Haberer und den Habermeister schlau auszuholen, immer durchschnitt er das Gewebe der Kreuzfragen, mit dem sie ihn umgarnen wollten. Der Amtsrichter knirschte vor Zorn. Er hatte geglaubt, auf richtiger Fährte zu sein. Ein betrunkenes Knecht, den die Späher in einer Schenke in Besenbach trafen und durch die Spende einiger Gläschen Enzian geschmeidig machten, hatte angedeutet, sein früherer Meister habe einmal die Bemerkung gemacht, der Schmied von Kochl könnte wohl am meisten über die Haberer erzählen. Und nun Alles so ohne Erfolg. Wochen waren vergangen.

Der Prinz Max Emanuel kehrte eben von einer längern Reise aus den Niederlanden nach Hause zurück. Sogleich ließ er sich berichten, was während seiner Abwesenheit vorgefallen. Die hohen Freunde des Amtsrichters machten sich sogleich an ihn und erzählten ihm von dem letzten Habersfeldtreiben in Bichel und dem verhassten Schmied.

Am besten wäre es, man griffe zur peinlichen Tortur, dann würde ein Geständniß bald erfolgen, meinte einer der Herren.

„Ich will den Mann erst sehen, bevor ich ihn auf die Folter spannen lasse“, entgegnete Max Emanuel. Er liebte seine Oberbairern, denn er kannte deren Treue und Hingebung an sein Haus.

Man führte ihm den Schmied vor. Dann hieß er die Herren sich entfernen und redete mit dem Angeklagten allein, lange und eifrig.

Als die Höflinge wieder eintraten, sahen sie das Auge des Prinzen unwillig glühen und mit zorniger Stimme rief er ihnen zu: „Was, den kräftigsten Mann unter meinen treuen Oberbairern soll ich torturiren lassen, bloß darum, weil er im Verdachte steht, einem Schurken und Beirüger

die Larve heruntergerissen und laut ausgesprochen zu haben, was das ganze Volk über den Amtsrichter von Bichel denkt? Nie und nimmer. Ich eile sogleich zum Kurfürsten, um ihm die Sache vorzutragen.“

Die Höflinge knickten zusammen. Ihr Freund, der Amtsrichter, war unhaltbar geworden.

Schon am nächsten Tage war der Schmied von Kochl frei und kehrte wohlgenuth zu den Seinen zurück. Max Emanuel hatte ihn nach der Freilassung in seinen Privat-zimmern empfangen. Dort ergriff der Schmied in überwältigendem Danke die Hand des zukünftigen Landesherrn, kniete vor ihm nieder und schwur ihm hoch und theuer, daß er und die Männer aus Oberbairern es ihm nie und nimmer vergessen werden, daß er ihn vor dem sichern Untergange, vor der Folter und vielleicht lebenslänglicher Kerkerhaft gerettet.

Auf dem Heimwege schüttelten die Männer dem Schmied kräftig die Hand. Im ganzen Gebiete von Bichel bis hinauf in die Fachenau herrschte Freude und Jubel. Der Name Max Emanuels ging von Mund zu Munde.

Die ungerechten Beamten, die Wucherer, Unsaubern und Leuteschinder sahen sich genöthiget, gerade Pfade zu wandeln. Der Bund der Haberer blieb bestehen, war aber, weil nun überall gerecht und ohne Ansehen der Person geurtheilt wurde und die Klagen des Einzelnen Gehör fanden, lange Jahre nicht mehr gezwungen, vor der Oeffentlichkeit zu erscheinen.

Wer war denn aber der Habermeister? So fragte man sich noch lange überall im Lande. Wenn der spätere Kurfürst Max Emanuel diese Frage hörte, lächelte er leise vor sich hin. Er hätte den Namen dessen nennen können, den außer dem Sternbacher-Sixt und dem langen Matthias in der Fachenau Niemand mit völliger Bestimmtheit anzugeben wußte.

3. Kapitel.

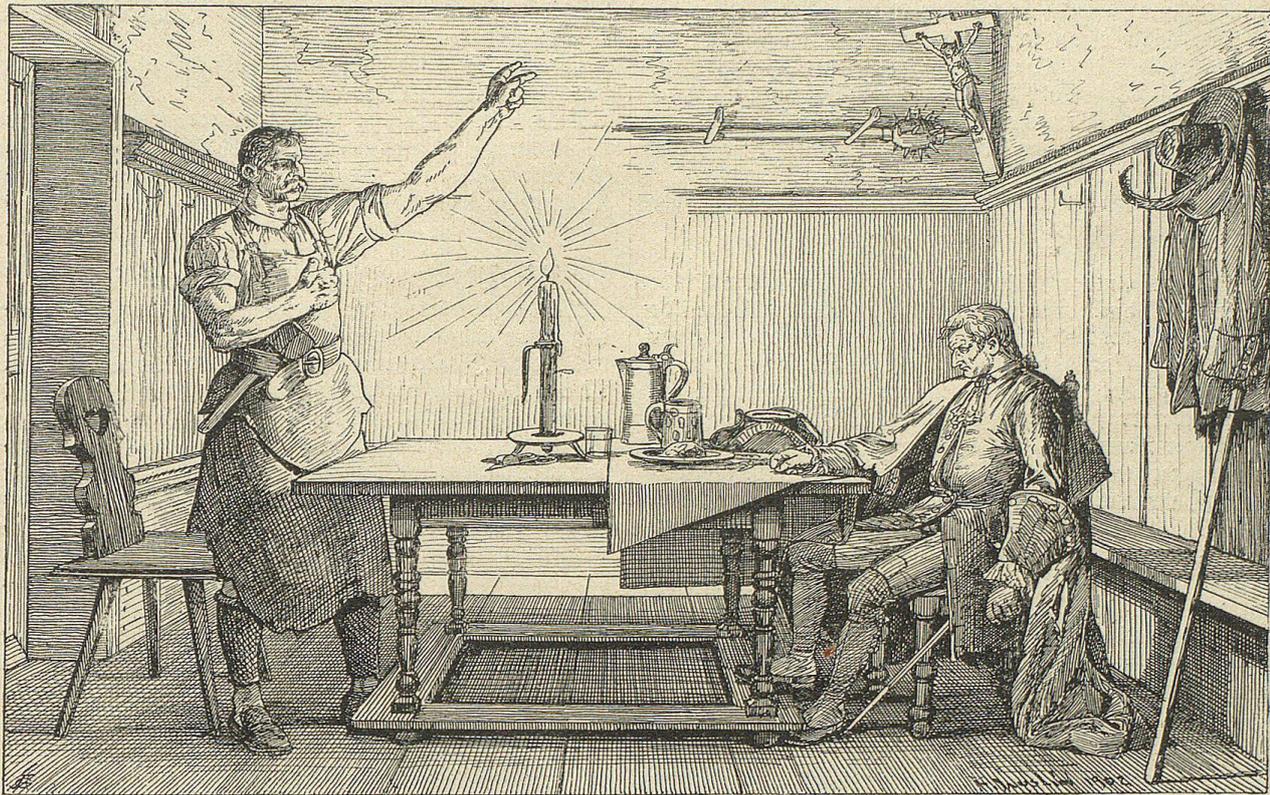
Ein treues Herz.

Eine Reihe von Jahren war vergangen. Die friedliche Pflugschar, welche die bairische Scholle fürchte, wurde zum männermordenden Schwerte. Die Schrecken des spanischen Erbfolgekrieges brachen über das Land herein. Frankreich kämpfte gegen den deutschen Kaiser, Leopold I. von Oesterreich. Der Prinz Max Emanuel, zum Manne herangereift und als Kurfürst von Baiern seine Erblände beherrschend, stand mitten im Zwispalt der Parteien. In jeder Schlacht entschlossen und von stolzem Mannesmuthe, wie es seine Getreuen, die Oberbairern liebten, war er leider im Rathe schwankend und das Spielzeug Anderer. Mit glänzenden Eigenschaften gingen bei ihm fehlerhafte zusammen, wie sie leider nur zu oft bei kräftig angelegten Naturen sich finden. Sein Großmuth artete in Verschwendung, sein Edelmut in Unbesonnenheit aus. Die französische Regierung, das heißt der eben so schlaue als gewaltige Ludwig XIV. hatte seine Fehler schon längst in Berechnung gezogen und benützt. Er stand in einem Netze von französischen Ränken. Seine Verschwendung und Spielsucht stürzten ihn derart in Schulden, daß er selbst das Abzeichen seiner kurfürstlichen Würde, seinen Kurhut, in Amsterdam versetzen mußte. Durch die höllische Verdächtigung, daß ihm der Kaiser sein Söhnchen, den Erben der spanischen

Krone, habe vergiften lassen, hatte man; den leidenschaftlichen Mann zum Haffe gegen Oesterreich gestachelt. Er ließ sich zum Bruche mit Kaiser und Reich verleiten und trat mit seinem Volke auf die Seite Frankreichs. Die Geschicke schwankten jahrelang hin und her. Der Stern des Glückes, der dem Kurfürsten Max Emanuel eine Zeit lang hell geleuchtet, erblaste; die Kaiserlichen nahmen Besitz von seinem schönen Lande. Max Emanuel gerieth in die Aht. Das Land seufzte unter dem schweren Joche, das ihm von dem Kaiser Josef I., dem Nachfolger Leopold I., auferlegt wurde. Immer forderte man neue Steuern und Kontributionen. Rücksichtslos wurden die Baiern gezwungen, gegen das zu kämpfen, was sie bis jetzt geschützt hatten,

Auch über Balthasar Mayr, den Schmied von Kochl, war viel Ungemach gekommen. Bereits hatten die Kaiserlichen sechs seiner Söhne unter die Soldaten gesteckt. Sie fielen alle bei Höchstädt und Blindheim. Und nun forderte der Kaiser noch seinen Jüngsten, seinen Liebling, den neunzehnjährigen Wasl, die einzige Stütze seiner alten Tage. Heute Nachmittag hatte man das Aufgebot gebracht. Weigerung war nutzlos.

Der alte Mann saß zusammengekauert neben der Esse im Halbdunkel, das Haupt auf den nervigen Arm gestützt. Er erinnerte sich vergangener Tage, an den Sonnenschein seiner Jugend. Alte, längst entschwundene Bilder stiegen vor seiner Seele auf. Er sah sich als kleinen Knaben im



„Nein, wir verlassen Euch nicht, Hoheit, für Euch geht der Schmied von Kochl mit seinen Habereen willig in Kampf und Tod.“

gegen die Freunde ihres geliebten Kurfürsten Max Emanuel, den sie wegen seiner Leutseligkeit als Held und Dulder zärtlich verehrten. Die jungen Baiern steckte man in kaiserliche Regimenter, behandelte sie streng und ließ es sie, die doch nichts von Politik verstanden, sondern einzig dem Zuge ihres treuen Herzens folgten, merken, wie sehr man den haffe, den sie mit jeder Faser ihres Herzens liebten und für den sie freudig in den Tod gegangen wären. Blutjunge Bürschen wurden, ohne daß man auf die Klagen betagter Eltern und armer Wittwen hörte, ausgehoben und dem Kriege geopfert. Wie düsteres Gewölk sich finster auf eine blühende Landschaft herniederjenkt, so lag Trauer und Ingrimme über dem Lande, wo sonst allorts zu Dorf und Stadt muntere Lebenslust geherrscht hatte.

Ofenwinkel neben der Ahne, die ihm die Sage von Kave, dem Schmied, erzählte. Kave, der Schmied im fernen Morgenlande, in Persien. Wie aufmerksam hatte er gelauscht, wenn von demselben die Rede war! „Ahne, erzähl' mir vom Schmied Kave“, hatte er beinahe jeden Abend gebeten. Und nun? War nicht das Loos des Schmieds Kave auch das seine? Wie ein Blitz leuchtete es plötzlich in ihm auf und halblaut begann er seine Lieblingserzählung, an die er schon Jahrzehnte nicht mehr gedacht, vor sich hinzumurmeln: „In Ispahan lebte der Schmied Kave, dem man schon sechszehn Söhne weggenommen hatte, um die Schlangen des Königs damit zu füttern. Nun wollte man ihm auch noch den letzten, den siebzehnten wegholen. Da forderte der Schmied das Volk zum Kampf gegen den

Tyrannen auf. Er befestigte sein Schurzfell als Banner an einer Stange, und das Volk sammelte sich um dasselbe. Er zog damit zu Feridun, den der böse König Sohak vom Throne gestoßen. Feridun schmückte das Schurzfell mit Edelsteinen und Bändern. Es wurde das Wahrzeichen des Befreiungskampfes und fortan das Reichsbanner. Feridun und Rave errangen den Sieg, und König Sohak wurde zur Strafe seiner Frevel in einer Felsenhöhle des Berges Demavend angeschmiedet.“ Sonderbar, wie ihn diese alte, halbverschollene Sage erregte. Sein Herz schlug heftiger. Seine Pulse glühten.

„D könnte ich hier in Baiern Schmied Rave sein!“ ent-rang es sich in einem Wuthschrei seiner Brust. Mit einem Ruck fuhr er auf, riß das glühende Eisen aus dem Feuer, und begann es auf dem Ambos zu bearbeiten, als gälte es, das Schwert zu schmieden, mit dem die Perser das eiserne Joch ihres Tyrannen Sohak entzweigeschlagen.

„Tot — tof — tof“ dröhnte es wüthig hinaus in die Feuerhelle Maiennacht. Die gewaltigen Muskeln an seinen Armen schnellten bei jedem Schläge auf und zurück wie Mattern, die sich auf ihren Feind stürzen wollen.

Schmied Rave war für Feridun an der Arbeit, der Schmied von Kochl für Max Emanuel.

Ein armer, müder Pilger schleppte sich an seinem Stabe gegen Kochl hin. Die Hammerschläge aus der Schmiede drangen bis hinaus in's Nid, wo nur hie und da der Schrei einer Kohrdommel die nächtliche Stille unterbrach.

„Gottlob, er lebt noch, mein wackerer Schmied von Kochl. Mit solcher Kraft kann einzig nur er den Hammer führen“, sprach der Fremdling und hielt inne, um dem mächtigen Klingen zu lauschen. „D, könnte er, der Habermeister mit seinen Haberern, Rettung bringen, wie wäre mir der Dienst tausendfach gelohnt, den ich ihm einmal erwiesen!“ setzte der Pilger fort, und Hoffnung beschleunigte den Schritt, belebte den matten Gang.

Er trat in die Schmiede und bat um Nachtherberge. Balthasar Mayr hielt inne und brachte die Flamme mit zwei Bügen zu stärkerem Lodern, um beim Feuerseine den Mann mit seinen Blicken zu mustern. Ein einziger Blick, ein freudiger Aufschrei, und er lag vor seinem Herrn, dem Kurfürsten Max Emanuel, auf den Knien.

Der verfolgte Feridun war zu seinem getreuen Schmied Rave gekommen.

„Hoheit“, stammelte er, „was kann ich thun, was soll ich thun? Zuschlagen, nicht?“ — Er schien zu ahnen, wie es um seinen Herrscher stand.

„Mein guter, getreuer Schmied von Kochl, Du und Deine Haberer, Deine Oberbaiern sind noch meine einzige Hoffnung.“ Damit hob er den Schmied auf und drückte ihm die prägenartige, gewaltige Rechte.

Dann ging er hinauf in die Stube.

Zwei Männer, so verschieden an Stand und Bildung, saßen wie Brüder bis spät in die Nacht beisammen und klagten einander ihr Leid.

„Der Kaiser hat die Aht über mich ausgesprochen. Aller meiner Rechte, Ehren, Aemter, Land und Leute bin ich für verlustig erklärt. Ich bin vogelfrei. Jedermann darf sich ohne Frevel an meinem Leibe vergreifen. Meine Kurlehenbriefe wurden von dem Kaiser auf die Erde ge-

worfen, zerrissen und mit Füßen getreten. Wie ein geheztes Wild irre ich seit Monaten umher. „Als Feind des Reichs, als offenbaren Aechter erkläre ich Dich. Männiglich erlaube ich Dein Leib und Leben. Dein Fleisch geb' ich dem Thier im Walde Preis, dem Vogel in der Luft, dem Fisch im Wasser. Ich weise Dich hinaus in die vier Straßen der Welt. Und wo der Freie wie der Knecht Fried' und Geleit hat, sollst Du keines haben“, so rief man mir zu. Da schleppte ich mich denn von den Niederlanden bis hier hinauf zu meinen lieben Oberbaiern, um zu sehen, ob auch sie mich verlassen wollen.“

Die Stimme des Herrschers zitterte, als er diese Worte sprach.

„Nein, wir verlassen Euch nicht, Hoheit, für Euch geht der Schmied von Kochl mit seinen Haberern willig in Kampf und Tod.“

Er hob die Finger schwörend zum Kreuzfize, das über dem Tische in der Ecke hing.

Schon im Zwielfichte des kommenden Morgens führte Wasfl den Geächteten in ein sicheres Versteck in die Berge. Die Kaiserlichen bekamen den Jüngsten des Schmieds von Kochl nicht in ihre Reithen.

4. Kapitel.

Die Mordweihnacht von Fendlingen.

Mächtig begann es im Lande zu gähren. Die Kunde, daß Max Emanuel geächtet und es der Kurfürstin, an welcher die Frauen und Kinder der Baiern wie an einer Mutter hiengen, verboten worden sei, das Land jemals wieder zu betreten, rief eine gewaltige Erregung hervor. Die Kaiserlichen, die überall ihre Späher hatten, merkten das und besetzten München. Alle Baiern wurden aufgefordert, dem Kaiser, als dem einzig rechtmäßigen Herrn, zu huldigen. Die Herren fügten sich; die Bauern aber hingen an ihrem lieben Max Emanuel und waren verdrossen über die Einlagerung fremder Truppen, die nach Willkür schalteten und walteten und in Dörfern und Gehöften grausame Erpressungen verübten. Der Schmied von Kochl, der Steinenbacher-Sixt und der lange Matthias eilten unter dem Schirme der Nacht von Hütte zu Hütte, die Getreuen zu sammeln und vorzubereiten.

„Lieber bairisch sterben, als in des Kaisers Anflug verderben! Liebe Brüder, es muß sein, jetzt muß es sein!“ so hallte es tausendfach im Land, scholl es drunten in der Ebene, brauste es droben in den Bergen. „Wehrt Euch für die Freiheit!“ rauschten die Wogen der Fjar. „Werdet frei wie ich frei bin!“ sagte der Flug des Adlers, der über den mächtigen Flühn des Hochlandes seine Kreise zog.

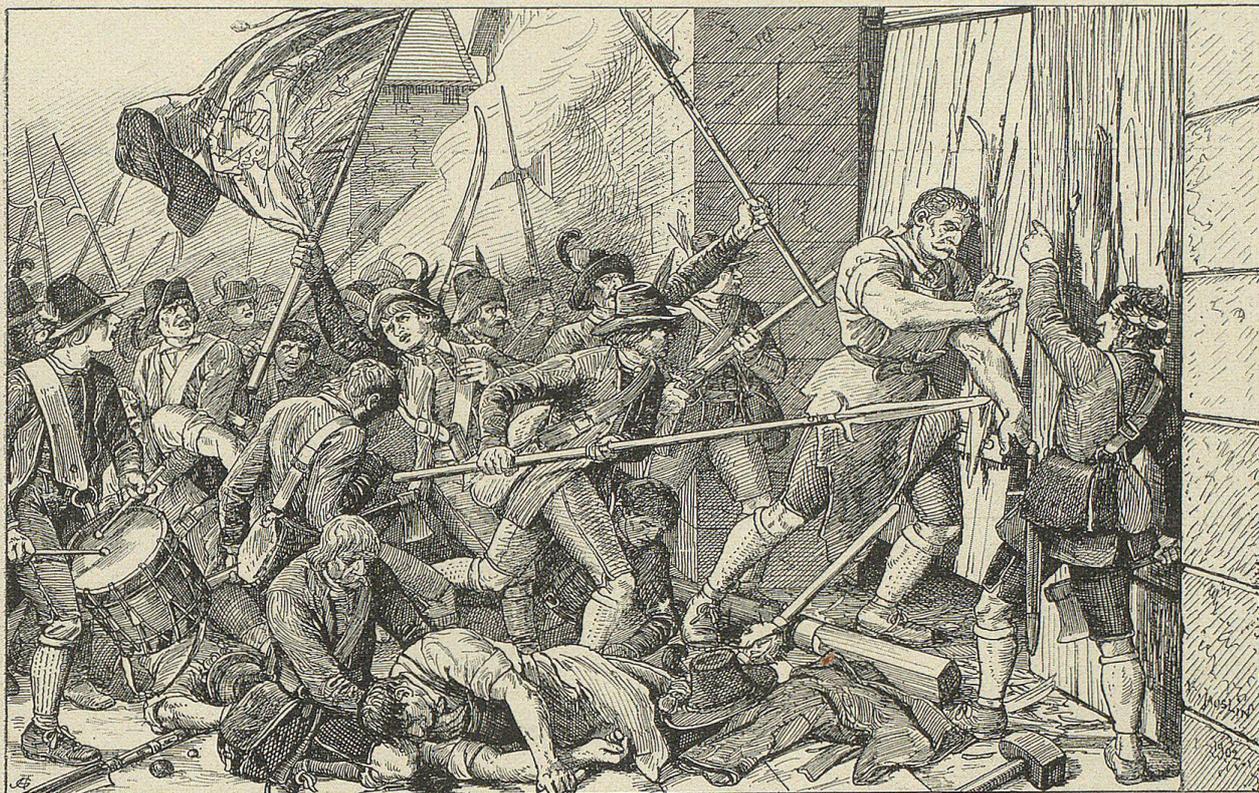
Auf einmal, wie ein Feuerschwalch, der sich nicht mehr länger bezwingen läßt, sondern himmelhoch emporschlägt, lochte der Aufstand empor. Drunten in der Ebene brach's zuerst los. Zwei fähige, junge Männer, Studenten von Ingolstadt, Plinganser und Meindl, stellten sich an die Spitze. Binnen einem Monate waren mehr als 30,000 Bauern schlagfertig. Sie nahmen Burghausen, Braunau, Schärding, Bilshofen und Straubing, gewannen Waffen und große Pulvervorräthe und trugen sich schon mit dem Gedanken, das von den Kaiserlichen stark befestigte und besetzte Passau zu überrumpeln. Zerstreute Abtheilungen der Oesterreicher wurden vernichtet. Ueberall, wo es heiß her-

ging, da standen der Schmied von Kochl, der Sternbacher-Sixt und der lange Matthias aus der Fachsenau im Vorder-treffen. Der kaiserliche Statthalter in München, Graf Löwenstein, mußte sich zu Unterhandlungen bequemen. Meindl verlangte im Namen des Volkes Räumung aller festen Plätze, Zurückgabe alles dessen, was aus dem Lande geführt worden sei, Uebertragung der Landesregierung an den Kurfürsten Max Emanuel, und als Unterpfand die Ueberlieferung der Tyroler Grenzfestungen Ruffstein, Scharnitz und der Ehrenberger Klause. Die Kaiserlichen suchten Zeit zu gewinnen und Meindl ließ sich zu einem Waffenstillstand von neun Tagen herbei. Klinganser aber verwarf ihn. Mit frischen Kräften gieng's los. Der Metzger-

Woge wollten die Baiern gegen die Landeshauptstadt anprallen und Alles niederreißen, was sich ihnen entgegenstellte. So war es verabredet. Die Münchener hatten ihnen versprochen, die Thore zu öffnen. Allein der Plan wurde verrathen. Von allen Seiten rückten in Eilmärschen Kaiserliche heran, Verdächtige wurden verhaftet, die Besatzung war gerüstet.

Auf dem Kirchplatze zu Kochl hielt der Schmied Balthasar Mayr Heerschau über seine Getreuen. Sein Auge strahlte. Vom fünfzehnjährigen Knaben bis zum betagten Greise fehlte keine Seele.

„Den Max Emanuel hat man vertrieben und geächtet, und nun will man auch noch seine Kinder in's Ausland



Mit Riesenkraft stemmte sich der Greis gegen den einen Flügel und hob ihn aus den Angeln.

meister Kraus zerhieb Schädel um Schädel, wie vormals daheim Krosbeine und überwältigte Kehlheim, das man für unüberwindlich hielt.

Am Tage vor Weihnachten war's. Droben im Oberlande heulten überall die Sturmlocken. Der Schmied von Kochl, im Schurzfell und den schwersten Zuschlaghammer in der Faust, sammelte seine Haberer zum letzten entscheidenden Schlage. Nicht unter dem Dunkel der Nacht und nicht vermurmt kamen sie, sondern am hellen Tage und leuchtenden Blickes. Der Sternbacher-Sixt erschien mit seiner kampfesmuthigen Schaar, der lange Matthias brachte die wetterfesten Gestalten aus der Fachsenau. Heute noch galt es, sich mit den Bauern aus der Ebene zu vereinigen und München, wo sich die Kaiserlichen fest eingenistet hatten, mit einem einzigen Stoße zu nehmen. Wie eine mächtige

schleppen. Wollt Ihr das leiden, Männer?"

Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Menge. Man schwang die Waffen.

„Nie und nimmer!“ hallte es. „Auf, nach München, auf Weihnachten muß die Stadt wieder unser sein!“

„Vieher haitisch sterben, als in des Kaisers Unfug verderben! Liebe Brüder, es muß sein, jetzt muß es sein!“ rief der Schmied und erhob das Schlachtgeschrei.

„In Noth und Tod mit unserm Habermeister für unsern Max Emanuel“, tönte es in dichtgeschlossenen Haufen. Die riesige Gestalt des Schmieds hob sich noch mehr; er war nicht mehr das Haupt einer lichtschenen Verbindung, nein, im Glanze der strahlenden Gottessonne stand er an der Spitze einer todesmuthigen Schaar, die für ihre Freiheit sterben wollte.

„Ja, Mannen, folgt Euerm Habermeister; mit heute hat das Geheimniß ein Ende!“ Vollen Auges sah er sich im Kreise um.

Dann ging es eilenden Laufes München zu, Allen voran der Schmied, ihm zur Seite sein Einziger, der Wasfl.

Die Stunde war richtig verabredet worden. Von allen Seiten rückten Bauernschaaren gegen die Hauptstadt heran.

Aber o weh, die Bürger in München hielten nicht Wort, konnten nicht Wort halten. Die Thore blieben geschlossen. Die Sturmeswelle tobte gegen die Mauern. Umsonst. Die Kiegel und Sperrketten brachen nicht.

Zum zweiten Mal. Frisch auf!

„Es muß sein, jetzt muß es sein!“ Schrie der Schmied und versuchte wieder einen Vorstoß, den Wasfl, den Steinbacher-Sirt und den langen Matthias neben und hinter sich. Die Vier schienen ein einziges Ganzes zu sein.

Wieder mußten sie fliehen.

„Fort, hinüber zum Sendlingerthor, um dort zu helfen!“

Aber auch dort war Alles umsonst. Die Kaiserlichen machten einen Ausfall und trieben mit vereinten Kräften die Bauern bis zum Dorfe Sendlingen zurück. Dort, in und um den Kirchhof sammelten sich diese zum letzten Mal. Alte Geschichtsschreiber vergleichen das Schlachtfeld mit einem Rosengarten. Hier auf dem Friedhofe zu Sendlingen blühten am Tage vor Weihnachten die rothen Röslein



„Hier hast Du Deinen Lohn, alter Schurke und Verräther.“

„Liebe Brüder, es muß sein!“ rief der Schmied. Seine Gestalt schien noch mehr zu wachsen. Seine Nasenflügel zitterten vor Erregung.

Umsonst auch der zweite Anprall.

„Herrgott!“ keuchte der Schmied, „es muß sein!“ Damit warf er den Hammer, mit dem er gegen die Bohlen gedonnert, weg, entriß einigen Zunächststehenden eine Wagendeichsel und fuhr damit in stürmischem Anlaufe wider das Thor. Es gab nach. Mit Riesenkraft stemmte sich der Greis gegen den einen Flügel und hob ihn aus den Angeln.

„Hurrah! Es muß sein!“ jubelte die Schaar.

Umsonst. Wohlgezielte Schüsse trieben die Bauern zurück. Die Kaiserlichen rückten vor. Zurück, immer zurück!

üppig auf. Die Schneedecke, vordem so linnenrein, trank in Strömen das Blut der wackern Oberbaiern. Wild wogte der Kampf der Uebermacht gegen die Haberer. Wie ein Fels in der Brandung stand ihr Meister. Sein Wasfl, der Steinbacher-Sirt und der lange Matthias in der Tachenau waren bereits gefallen. Er allein hielt noch Stand, mit seiner Riesengestalt Freund und Feind überragend. Seine Stachelkeule räumte fürchterlich unter den Oesterreichern auf.

„Es muß sein, jetzt muß es sein!“ brüllte er, bestürzt von Feinden, umgeben von Todten und Verwundeten.

Näher rückten die Kaiserlichen dem Greise, der alles Zeitliche abgestreift zu haben schien und schweigsam, ein zweiter Judas Makkabäus genannt der Hämmerer, unter seinen Feinden wüthete.

Er stand allein. Noch sechs Streiche, und jeder Sohn, den ihm die Kaiserlichen geraubt, war gerächt. Seine weißen Haare flatterten. Mit hochgehobener Keule harrete er des letzten Angriffes. „Hundert Doublonen Demjenigen, der ihn mir lebendig bringt! Ich habe mit dem Habermeister von ehemals noch eine alte Rechnung auszugleichen!“ rief, um seine Reiter anzufeuern, ein ergrauter, kaiserlicher Hauptmann und drängte seinen Kappen gegen den Helden.

Der Habermeister erkannte seinen Gegner, den ehemaligen Amtsrichter von Bichel, der nun in kaiserlichen Diensten focht. „Hier hast Du Deinen Lohn, alter Schurke und Verräther!“ Die Stahlskeule fuhr nieder.

„Oh!“ Der Hauptmann sank vom Pferde.

Ein Augenblick — und auch der Schmied war todt.

Bürgerkriege machen die Herzen hart. 3500 erschlagene Bauern fand man auf dem Kirchhofe zu Sendlingen.

Unter dem Namen Mordweihnacht von Sendlingen ist dieser blutige Tag in die Geschichtsbücher eingezeichnet.

Die Verkündigung einer allgemeinen Verzeihung löste, wie ehemals im schweizerischen Bauernkriege, die Schaaren auf, die noch widerstanden. Ein furchtbares Strafgericht brach herein.

So endete der Aufstand der Baiern im Jahr 1705. Sie liebten den freundlichen, leutseligen Sinn ihres Max Emanuel, bewunderten dessen Löwenmuthige Tapferkeit und wollten ihn bis zum Tode nicht verlassen.

Der Schmied von Kochl ist heute noch in Geschichte und Sage der Held des Bauernvolkes.

An der Kirche zu Sendlingen bei München, wo er ruhmvoll gefallen, erinnert noch jetzt ein mächtiges Bild an den riesenhaften Mann, dessen Andenken auch jedem Schweizer lieb werden muß.

„Bhüet di Gott!“

„Berena!“ rief es vom Ofen her, „ist er in's Holz?“ Die Gerufene, ein junges, frisches Weib, die mit zusammengezogenen Brauen zum Fenster hinausgestarrt hatte, kehrte sich langsam um und trat zu der alten Frau an Ofen. „Ja“, sagte sie kurz. „Und ohne daß ihr euch bhüet di Gott gesagt habt?“ „Er hätt's thun sollen, er hatte mich beleidigt“, fuhr die junge Frau auf, „kam er nicht schon übel-launig heim und schmälte über Alles und Jedes! Kein Wunder, daß mir da auch endlich der Geduldssaden riß! Erst vier Monate verheirathet und nun ist er schon so!“

„Und wenn ihm nun etwas geschähe im Wald?“ Die alte Frau zog Berena zu sich nieder auf die Ofenbank.

„Ach, was wollte ihm denn geschehen!“ klang es zurück, doch diesmal schon leiser. „Aber, was hast du, Mutter, was weinst du nun plötzlich, das ist doch nicht der Mühe werth!“

Die zitternde alte Hand suchte die junge, kräftige mit langem Druck. „Berena, ich will dir etwas erzählen, nimm dort dein Nähzeug und setz dich nah zu mir her.“

„Es sind nun wohl 30 Jahre her, da stand ich auch als solch' schmucke, junge Frau in der Wohnstube unsres kleinen Häuschens und nagte die Spitze und durchdachte immer von Neuem, was zwischen uns für böse Worte gefallen. Mein Mann und ich, wir hatten uns gestritten über ein Nichts und waren sehr heftig geworden. Dann war er hinausgestürmt und hatte mich mit meinen Gedanken allein gelassen. Immer und immer wiederholte ich mir, was Alles er in der Aufregung gesagt und je mehr ich es durchdachte, desto ärger erschien es mir. Wir sind schon drei Jahre verheirathet, dachte ich, und noch nie hat er so böß zu mir geredet. Aber das darf nicht so weitergehen, ich will ihm zeigen, ob ich mir Alles gefallen lasse. Wohl sagte mir eine Stimme im Innern, daß er in letzter Zeit nicht recht gesund war, daß der Arzt ihm Schonung anbefohlen — ich erstickte diese Stimme und verhärtete mich nur um so mehr. Eine Nachbarin, die dazu kam, schürte auch und als mein Mann heimgekommen, setzte ich ihm schweigend das Essen auf den Tisch und ärgerte mich im Stillen, als auch er keinen Versuch zum Entgegenkommen machte. „Ich muß noch einmal aus“, sagte er dann, „der Fluß ist angeschwollen und ich muß meiner Schwellenpflicht nach.“ Sag' bhüet di Gott! gib ihm die Hand! rief es in mir. Doch nein, wieder erstickte ich die Stimme, er soll's sagen, er ist der Schuldige. Er schaute

mich an, als warte er auf Etwas, er zögerte, dann wandte er sich langsam und ging.

Ich konnte aber nicht schlafen, mich trieb's nur von einem Fenster zum andern, von der Küche in's Zimmer und wieder zurück. Endlich legte ich mich doch zu Bett und schlief ein unter unruhigen Träumen. Der Morgen dämmerte fahl herein, als ich erwachte. Das Bett neben mir war leer und doch war mir, als hätte ich während des Schlafs Jemand hereinkommen hören. Ich kleidete mich nothdürftig an und ging hinaus in die jenseits der Küche liegende Wohnstube. Dort auf dem Ruhebett ausgestreckt lag mein Mann, bleich und regungslos. Eine furchtbare Ahnung krampfte mir das Herz zusammen, ich stürzte zu ihm hin, faßte seine herabhängende Hand — sie war kalt. Ich rüttelte ihn, er fiel leblos zurück. In rasender Eile rannte ich zum Arzt, der mit mir kam. Zu spät! lautete sein Urtheil, ein Herzschlag, wohl die Folge von Aufregung und der anstrengenden Schwellenarbeit hat ihn getödtet. Da brach ich neben ihm in die Knie. Fritz! Fritz! höre mich! sag nur noch ein einzig Wörtlein zu mir, sag, daß du mich noch lieb hast!“ — — „Die Zeit, die jetzt folgte, vermag ich nicht zu schildern“, hub die traurige Stimme wieder an, „ich kann nicht ohne Grausen drandenken. Mein Glaube wankte, ich war mir selbst ein Greuel und schleppte in nutzloser Reue meine Tage hin, bis du zur Welt kamst, etwa einen Monat nach deines Vaters Tod. Als du mich mit den Augen meines Fritz anschauest, als du lächeln konntest, da lernte ich wieder leben und richtete mich langsam an Gottes Güte auf. Ich begriff, daß mir verziehen sei um deswillen, der sich für uns Alle geopfert und dem ich mein Leid übergeben. Nie sprach ich dir bisher von dieser schwersten Zeit meines Lebens, heute mußte ich's thun, aus Angst um dich, begreifst du?“

„Ich danke dir, Mutter“, sagte Berena einfach und küßte die welke Wange warm. Dann ging sie zur Thür. „Wohin willst du?“ „Zu ihm, Mutter, in's Holz“ und fort war sie.

Als die Abendsonne schräg durch's Fenster fiel, blickte die alte Frau hinaus. Da kamen auf dem grünen Wiesenpfad Berena und ihr Mann daher, in eifrigem Gespräch und mit glücklichen Gesichtern. „Guten Abend mit einander, das Abendessen ist bereit!“ rief sie ihnen fröhlich zu, wie sie so versöhnt und glücklich dem Heim entgegenritten.